

Besprechungen

Owens, J., C. Ss. R., *The Doctrine of Being in the Aristotelian Metaphysics.*
With a Preface by E. Gilson. 8° (XI u. 461 S.) Toronto, Canada, Pont. Inst.
of Mediaeval Studies. Doll. 5.—

Das Werk untersucht die Lehre vom Sein in der Metaphysik des Stagiriten. Diese wird in drei Abschnitten dargestellt. 1. Die Wissenschaft von der getrennten Wesenheit ($\sigma\upsilon\sigma\iota\alpha$) nach den Büchern ABΓ E 1. 2. Die sinnenfällige Wesenheit als Weg zur getrennten Wesenheit nach E 2—I. 3. Die getrennte Wesenheit nach MNA. Das Hauptergebnis der Untersuchungen lautet: The „ontological“ conception of the science, accordingly, is nowhere to be found in the Metaphysics. A science treating universally of Beings which is not identified with the science of a definite type of Being, the primary type, is foreign to the Stagirite's procedure. The object of such a science would be the concept „Being“. Aristotle is well aware of the presence of such a concept. He expressly teaches that it is not Entity. Entity — Being qua Being —, however, is what the Primary Philosophy treats. The concept „Being“, therefore, cannot be its object.

Wie die Gliederung des Buches schon zeigt, liegt dieser neuen Darstellung der Seinslehre der Metaphysik eine eigene Auffassung vom Aufbau derselben zugrunde. Die Zusammenfassung in drei Hauptgruppen der Abhandlungen wurde nicht nach der Abfassungszeit, wie heute üblich, sondern nach dem Gesichtspunkt der methodisch-didaktischen Darbietung des Stoffes vorgenommen. Als Wegweiser hierzu dienten die im Text erhaltenen Verweise, die Doppelfassungen und die eingeschobenen, als solche erkennbaren Bruchstücke, zusammen mit dem Gedankengang natürlich. Hieraus glaubt der Verf. Plan und Absicht des Philosophen selber für die Durchnahme seiner Schriften erschließen zu können. Vorausgesetzt ist nur, daß die heute vorliegende Anordnung im wesentlichen von Aristoteles, und zwar aus seinen reiferen Jahren, herrührt. Diese Voraussetzung scheint uns nicht über jeden Zweifel erhaben zu sein. Trotzdem dürfte diese neue Auffassung von O. eine zuverlässigere Grundlage für derartige Arbeiten abgeben als die auf entwicklungsgeschichtlichem Boden stehenden Anschauungen, wo doch der Willkür persönlicher Auslegung der Texte ein zu großer Spielraum gelassen ist. Zur größeren Sicherung seiner Ansicht wird der Verf. aber seine Untersuchung und sein Verfahren auch auf andere Schriften des Aristoteles ausdehnen müssen, so auf die Physik, wo vor allem der Begriff des Werdens eine unerläßliche Ergänzung zu dem des Seins bringen wird.

Es versteht sich von selbst, daß man bei einem so inhaltsreichen Buche über Einzelnes anderer Meinung sein kann. So scheint uns aus Quintilian, Instit. Or. II 14,2 nicht zu folgen, daß dort *queentia* bedeutungsgleich mit *essentia* sei, ebensowenig wie ib. VIII, 3,33 *queens* gleich *essentia* ist. Damit dürfte das S. 67 u. 341, 17 Gesagte hinfällig sein. Bei dem so rätselhaften $\tau\omicron\tau\grave{\iota}\eta\nu\epsilon\iota\nu\alpha\iota$ darf man doch fragen, wozu $\eta\nu$ das Imperfekt ist: zu $\epsilon\sigma\tau\acute{\iota}\nu$ oder $\epsilon\sigma\tau\iota\nu$ (ist möglich, kann)? Muß der Dativ unbedingt nur possessivus sein? van der Meulen, Aristoteles (1951) 35, hält ihn für instrumental und possessiv in einem. Besteht nicht auch die Möglichkeit, ihn im Sinne des Homomensurasatzes, in gewissen Fällen wenigstens, aufzufassen?

Doch wichtiger als diese Einzelheiten ist die Frage der Auslegung dieser alten und mittelalterlichen Philosophen, die der um ihre Erforschung hochverdiente Gelehrte G. in seinem Geleitworte kurz berührt hat. Auf die möchten wir hier etwas eingehen. Das Buch von O. ist ein Beitrag zur Scheidung mittelalterlichen Gedankengutes von dem überkommenen. Daß der erste (initial) und notwendige Schritt darin besteht, genau die Seinslehre zu bestimmen, wie sie enthalten ist in den Metaphysiktexten, die den Denkern des

13. Jahrh. vorlagen, sagt der Verf. am Ende seiner Ausführungen (300). Vergessen darf man hierbei aber nicht, was (4) steht, daß diese Texte praktisch nur in lateinischer Übersetzung zugänglich waren. Wieweit war sie dem mittelalterlichen Gelehrten verständlich? Daß diese den Inhalt gedanklich oft besser erfaßten als neuere Forscher, ist eine erstaunliche, aber unleugbare Tatsache; vgl. bei I. M. Bochenski, *Ancient Formal Logic*, 1951, 4, das über Albertus M. Gesagte. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß es nicht immer und nicht überall so ist. Man denke an den arabischen Avicenna und Averroës und die lateinischen Vertreter ihrer Gedankenrichtung. So verlangt es einfachste Klugheit, die lateinischen Übersetzungen bei der Auslegung unbedingt heranzuziehen. Hierin liegt eben deren grundlegende Bedeutung, z. B. des Aristoteles Latinus. Sie bilden die nächste Grundlage. Natürlich ist zu ihrem Verständnis der griechische Text heranzuziehen. Ähnliches gilt für die Übersetzungen aus dem Arabischen, bei denen dann wieder syrische und das Griechische je nach den Umständen herbeigeht werden müssen. Diese Voraussetzungen sind zu schaffen, wenn wir zu einem zuverlässigen Verständnis der großen mittelalterlichen Denker kommen wollen. Dies gilt für das arabische, jüdische und lateinische Gebiet dieser Arbeiten. Es erhebt sich hier sofort eine sehr ernste Frage, ob der heutige Lehr- und Unterrichtsbetrieb hinreicht, die sich daraus ergebenden Forderungen zu erfüllen, ob die heutige Ausbildung der jungen Gelehrten für die Lösung dieser sehr verwickelten Aufgaben mit all ihren wechselseitigen Verflechtungen genügt? W. Kutsch S. J.

Pohlenz, M., *Der hellenische Mensch*. 8° (478 S.) Göttingen (o. J.), Vandenhoeck und Ruprecht. Geb. DM 21.— — Ders., *Die Stoa*. gr. 8°, Bd. I, 490 S., Bd. II (Erläuterungen) 231 S., ebd. 1949. Geb. DM 40.—

Diese beiden Werke des em. Göttinger Ordinarius für klassische Philologie liegen nicht nur zeitlich (ihrem Erscheinen nach), sondern auch sachlich nahe beisammen. Sie ergänzen sich gegenseitig, ja überschneiden sich vielfach. Das jüngere der beiden, das zweibändige Stoa-Werk, führt Linien des älteren, einbändigen über den hellenischen Menschen (abgekürzt: HM) näher aus und rundet es zu einem geschlossenen Bild. Allen drei Bänden liegt die Überzeugung zugrunde, daß trotz der wiederholten Überschichtung und Durchmischung der Bevölkerung (im Mutterland wie in den Kolonien), trotz der großen Unterschiede und Gegensätze nach Stämmen, Landschaften und kulturellen Entwicklungsstufen, trotz aller inneren und äußeren Wandlungen im Laufe einer so langen und wechselvollen Geschichte es dennoch den einen „hellenischen Menschen“ gebe, um dessen Wesenserfassung es dem Verf. in erster Linie zu tun ist.

Die Verschiedenheit der griechischen Stämme hält sich nach Ansicht des Verf. durchaus im Rahmen einer völkischen Einheit und wäre, soweit sie geschichtlich geworden ist, als Produkt einer Entwicklung anzusehen, die sich unter Wahrung der Erbmasse und Eigenart des Volkes vollzogen habe (HM 6 f.). Mit dieser These nimmt der Verf. Stellung in einem neueren Hypothesenwiderstreit, über den er sich allerdings nicht äußert, was bei dem sonst so gefüllten Werk auffallen mag. Hat doch erst vor wenigen Jahren H. E. Stier (Grundlagen und Sinn der griechischen Geschichte, Stuttgart 1945, 73 ff.) mit nicht weniger Entschiedenheit die Gegenthese vertreten: die Griechen seien nicht ein nach Stämmen aufgegliedertes Volk, sondern eine Gemeinschaft von Völkern gewesen, die rechtlich institutionell gesehen dem Einheitstypus der germanisch-romanischen Völkergemeinschaft, in linguistischer Hinsicht (Dialekte, Sprachen, Zwischenformen) dem engeren Kulturkreis der romanischen Völker vergleichbar wäre (vgl. dazu die ausführliche Stellungnahme von A. Heuss in: *Gnomon* 1951, 182 ff.). Die Bestimmtheit und der Nachdruck, mit dem der Verf. die Konstanz der Erbsubstanz des Griechenvolkes für das Verständnis des griechischen Kulturgenius unterstellt, weckt die Erwartung, daß er auf die Frage der rassisch-völkischen Zusammensetzung, also vor allem auf die heutige Kenntnis der